

## Federschlange, Malen, Liesel Rupp

Eine Erinnerung anlässlich des 100. Geburtstages  
von Elisabeth Gerdts-Rupp

Einen ihrer Geburtstage, den 34., hat Elisabeth Gerdts-Rupp geschildert. Damals, im Jahr 1922, war sie als Hauslehrerin auf der Estancia San Juan de Mariquina in Argentinien. Es war ihr elend zumute, und sie hatte „Angst vor möglichen Ovationen“. Als sie beim Frühstück ihren Platz bekränzt sieht und sechs Nutria-Felle vorfindet, freut sie sich, mehr noch über ein koloriertes Bild, das sie von Ines, ihrer kleinen Schülerin, erhält: „Urwald am Amazonasstrom“. Ines kommentiert ihr Geschenk: „Für Ihr Heimweh“ - und Elisabeth Gerdts-Rupp gesteht ein, daß sie dieses widersinnige Heimweh nach dem Amazonas begleitet, seit sie denken kann.

Trotz ihrer Freude kommen ihr, im Bewußtsein ihres allgemeinen Jammers, die Tränen. Ines, betreten, fragt: „Weil Sie schon ziemlich alt sind?“ Die Reaktion: „Da mußte ich hellauf und von Herzen lachen und es kam mir, recht als einzige Freude dieses Tages, zum Bewußtsein, daß das Leben jetzt von Rechts wegen eben anfangen könnte, mehr erfreulich als mühsam zu werden, nachdem ich reichlich viele Vorarbeiten erledigt habe.“

Ein winziger Ausschnitt nur aus Bergen biographischer Notizen, ein einziges kleines Genrebild. Aber es enthält viel vom Wesen dieser Frau: Unsicherheiten und Emotionsausschläge, unaufhebbare und doch irgendwie versöhnte Widersprüche - das Gefühl, am Ende zu sein, und die Stimmung des Aufbruchs zu neuen Ufern; das Heimweh, das auch ein Fernweh ist; die Freude am Beschenktwerden und die Angst vor Ovationen.

Laute Ovationen sind auch an ihrem 100. Geburtstag nicht am Platze, aber doch eine leise, eindringliche Erinnerung - die Bemühung um die Rekonstruktion eines schwierigen und schwer zu fassenden Lebens. Es gibt Biographien, die sich aufreihen lassen wie an einer Perlschnur: Hoffnungen und frühe Verheißungen, ein konsequenter Weg, Leistungen, Erfolge, addiert zum respektablen Lebenswerk, das in irgendeiner

Sparte einen oberen Rang besetzt hält. Hier ist es anders: Es gibt verschiedene Anläufe, Entwürfe in verschiedenen Richtungen, aber auch reale Anstrengungen auf verschiedenen Gebieten, glänzende Erfolge die aber dann doch auch wieder in Frage gestellt und von neuen Orientierungen abgelöst werden - abgelöst, oft aber auch nur überdeckt, bis die alten Träume, Interessen, Potenzen wieder hervorbrechen.

Schon eine Berufsangabe ist schwierig, und für Elisabeth Gerdts-Rupp war es gewiß nicht zu allen Zeiten die gleiche. In ihren Kinderjahren waren ihr die Ferientage im großelterlichen Haus in Reutlingen, drüben in der Gartenstraße, am wichtigsten - dort fühlt sie sich daheim, aber gleichzeitig sehnt sie sich hinaus in die Ferne, macht erste Bekanntschaften mit indischer Philosophie und Dichtung, träumt vom Dasein einer Gelehrten, ohne daß sie eine reale Hoffnung damit verbindet. Der Vater, weltoffen, ein führender Strafrechtler und ein Anhänger der Kolonialbewegung, ist in diesem Punkt recht eng; er denkt zunächst nur daran, sie zu verheiraten. Die Mutter erst, selbst eine Hausfrau, überredet ihn, daß die Tochter studieren darf — freilich etwas Handfestes: Jura, Rechtswissenschaft.

Sie beginnt ihr Studium in Straßburg. Es ist das erste Semester, in dem auch Frauen zugelassen sind. Meist sitzt sie allein unter 100 Studenten, und auch in Berlin, wohin sie bald überwechselt, ist das Verhältnis nicht viel anders. Sie ist fleißig, aber der dürre Stoff ödet sie an. Zeitweilig plant sie eine Theaterkarriere, übt, spricht vor, glaubt, daß das Theater der einzige Platz ist, auf dem Frauen das gleiche Ansehen erwerben können wie Männer. Dann aber wendet sie sich doch ihrer juristischen Doktorarbeit zu. Freilich: sie weigert sich, ihr „Gedächtnis mit den ödesten Ausschwitzungen längst verdorrter professoraler Gehirne“ zu tränken; sie will ihre „eigenen Gedanken in Bewegung setzen“. Und es sind schließlich nicht nur eigene Gedanken, sondern es ist auch ein eigenes, existentielles Problem, mit dem sie sich auseinandersetzt: Einer ihrer Studienfreunde kündigt ihr seinen Tod an und erschießt sich - und sie schreibt eine Dissertation mit dem provokanten und immer noch aktuellen Titel „Das Recht auf den eigenen Tod“, eine Abhandlung, in der ihre Gefühle gekeltert sind zu messerscharfen Argumentationen.

Einige Zeit arbeitet sie als Juristin in Berlin in einem privaten Sozialhilfverband. Der Krieg und der Tod des Vaters führen sie zurück nach Reutlingen. In der Volkshochschule gibt sie einen Kurs über Rechtsfälle des täglichen Lebens. Aber auch über Gerhart Hauptmann - inzwischen

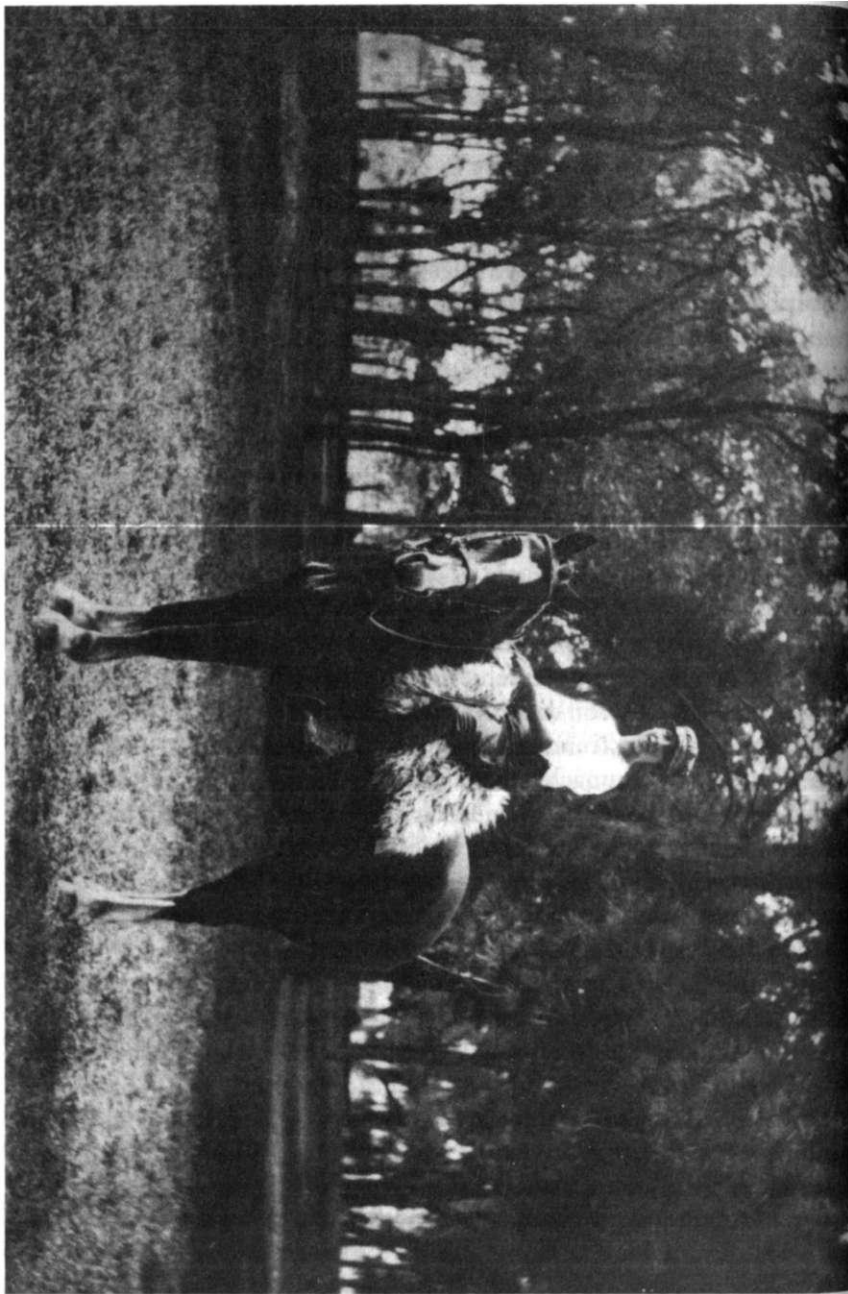
hat sich ein anderes Interesse in den Vordergrund geschoben: die Literatur. Sie schreibt, Lyrik, Reisebilder, Erlebnisskizzen, Erzählungen. Ihre Schreibweise ist modern - das „behäbige Drauflosschildern“ in Romankapiteln, so sagt sie spöttisch, sei nur noch etwas für „die unbeschäftigte, gelangweilte Frau“; sie schreibt in eindringlichen, oft grellen Bildern, manchmal am Rand sentimentaler Entgleisungen, aber aufgefangen meist in expressiver Vitalität.

Und: sie lebt Literatur - sie begegnet Hermann Hesse, dem damals schon Berühmten, sie liebt ihn, und sie schildert diese Liebe in der kleinen Geschichte von Malen und Eobar; nicht nur die Namen, auch die Szenarien sind verfremdet, exotisch-schwül. Hesse-Biographen mögen (wenn es ihnen wichtig scheint) sich um den Realgehalt der Szenen bemühen - für sie, für Elisabeth Rupp, ist es die volle Wirklichkeit, ein zentrales Erlebnis. (Jahrzehnte später sitzt sie uns in ihrem Domizil auf dem Tübinger Schloß gegenüber; im Gespräch tasten wir, junge Studierende und Assistenten, uns langsam an die uns wichtig scheinenden Gegenstände heran. „Hermann Hesse“, sage ich vorsichtig, „Hermann Hesse haben Sie doch persönlich gekannt?“ — „Gekannt?“, antwortet sie empört: „ich war seine Konkubine“).

Als „Malen und Eobar“ erschien, war Elisabeth Rupp in Argentinien. Es war der Abschied von der Juristerei, der Aufbruch zum direkten Erleben fremder Länder, fremder Menschen, fremder Kulturen und Religionen. Gewiß, sie ist zunächst eingeschlossen in die Enge ihrer Hacienda, und heimwehkrank fährt sie zurück nach einem knappen Jahr. Aber noch unterwegs schneidet sie sich den Weg in ein biederes häusliches Dasein ab: sie verliebt sich in einen Offizier ihres Schiffes, Jan Gerdts - ihn heiratet sie, der viel unterwegs ist, bewahrt so ihre Freiheit und öffnet sich den Weg in die Weite der Welt.

Sie nimmt, als 40jährige, ein zweites Studium auf: Geographie und Völkerkunde. 1934 promoviert sie in Tübingen ein zweitesmal mit einer Arbeit über die Indianer Chiles, die Araukaner. Sie arbeitet am Hamburger Museum für Völkerkunde, macht Studienreisen nach Afrika, Südamerika, Vorderasien. Als der Zweite Weltkrieg ausbricht, hält sie die Stellung im kleinen völkerkundlichen Institut in Tübingen - und nach dem Krieg (ihr Mann ist inzwischen gestorben, untergegangen mit einem Flüchtlingsdampfer im letzten Kriegsjahr) setzt sie diese Tätigkeit fort:

fernab vom gesellschaftlichen Leben, in selbstgewählter Einsamkeit,



ein wenig wunderlich mit ihren Katzen und ihrem unnahbaren Blick - aber geschätzt von den Studenten, und modern, offen, mutig in ihren Ansichten. Erst als über 70jährige zieht sie sich zurück an den Bodensee - zieht sich zurück zu neuen Aktivitäten im Naturschutz, unermüdbar auch jetzt, kompromißlos und wütend auf die Zerstörungsakte, die damals, in den 60er Jahren, noch kaum jemand wahrnahm.

Nein: auf einen simplen Generalnenner läßt sich dieses Leben nicht herunterbügeln. Es ist ein Leben wie Feuer, aufflackernd und weiterzüngelnd, wärmend auch einmal, aber schnell wieder ausbrechend, aufflackernd an anderen Stellen. Ein Leben in vielfältigen Bezügen, ein Leben in Widerspruch und Widersprüchen.

Es gibt freilich Züge, die durch alle Wendungen und Umbrüche, durch alle Fährnisse und Abenteuer hindurch erkennbar bleiben und die -Dauer im Wechsel-vielleicht zum Charakterbild zusammenschießen.

Da ist zuerst einmal ihr leidenschaftlicher Individualismus. In ihrem Erinnerungsbuch „Im Zweige“ (sicher das schönste ihrer Bücher) schildert sie, wie sie schon als Kind darauf bedacht war, ihre eigene Art, ihre eigene Welt zu verteidigen. Sie spricht von der „Eigenbrödelei“ als einem väterlichen Erbstück. Der Vater soll beim Anblick einer Damengesellschaft einmal stirnrunzelnd gesagt haben: „Warum ist da nicht jede bei sich geblieben?“ Sie jedenfalls ist irritiert, wenn sie einmal nicht mit ihrer geliebten Schwester oder von ihr ausgesuchten Freunden zusammen ist, sondern mit anderen Kindern zusammengespannt wird. Hier schon kündigt sich eine Tendenz zur Abschließung an, etwas wie elitäre Vornehmheit, ein Sich-nicht-gemein-machen — zu den irritierenden Erfahrungen mit Elisabeth Gerdts-Rupp gehört es, wie distanziert sie etwa vom Berliner Großstadtpöbel spricht (auch wenn sie an Hilfsaktionen für diese Menschen teilnahm), wie wenig Verständnis sie aufbrachte für die ‚Straße‘, für alle Formen sozialen Protests.

Aber die Eigenbrödelei ist auch Wahrhaftigkeit - sie wehrt sich gegen geistige Zwangsarbeit und gegen einengende bürgerliche Normen. Ihr Freiheitsdrang und ihre Abneigung gegen Reglementierung zeigen sich schon in der Jugend. Die Schule ist ihr „Feind, weil Zwang aus ihr herausgriff“; die Lehrer entschuldigt sie als „die gepeinigten Vollstrecker

◀ Elisabeth Gerdts-Rupp, 26jährig, als Hauslehrerin bei einer deutschen Familie in Argentinien auf dem Reitpferd Toro

jenes unerbittlichen Gesetzes, das heute die Welt regiert und in der Schule seinen harmlosen Anfang nimmt: Aus weichen, phantasievollen Geschöpfen arbeitende, d.h. funktionierende Maschinen zu machen..." Das setzt sich fort in der Skepsis gegen alles Bürgerliche, in Angriffen auf alle einengende Konvention, die nicht von innen heraus geformt ist.

Mit dem Individualismus verschwistert, ja ein Teil von ihm ist ihr Beitrag zur Emanzipation. Immer wieder berichtet sie von ihren Bemühungen um Gleichberechtigung. Sie selber nimmt sich dieses gleiche Recht, und sie setzt sich (weithin) durch: als Juristin, als Schriftstellerin, als Dozentin, als Ethnologin. Aber - und dies muß betont werden - sie müht sich um Emanzipation auch in heimlicheren Bezirken.

Es brauchte eine eigene Studie, ihre Auffassung von Liebe und Ehe darzulegen. Nur so viel: sie ist, lange Zeit, entschieden gegen die Ehe. Sie deklariert diesen Widerstand nicht feministisch; aber es ist eine Kampfansage an männlichen „Sachhunger“ und Besitzwahn. Am Anfang wehrt sie sich gegen das falsche Verhältnis der Geschlechter mit einer tiefen Scheu vor Körperlichkeit, vor Sinnlichkeit, die sie doch auf anderen Gebieten so beglückend erfährt. Allmählich verschiebt sich die Front - sie erkennt den bürgerlichen Zuschnitt dieser Art von Liebe; sie entwickelt jenen Anflug von Boheme, den Beobachter ihr immer wieder attestiert haben, und sie überwindet die Einengungen. Zu den amüsant-aggressiven Passagen ihrer Schriften gehört ihr Spott auf die abendländische Liebe und - auf das Bett: „O Erfindung des frierenden Spießbürgers, schnarchenden Ehemannes — wie könnte zu Dir Gott Kama kommen, der ein düftegetränktes Lager liebt, oder den nächtlichen Wald, das marmorne Bad..." Das „Fest des Eros“, das sie anstrebt, ist ein Aufbäumen gegen eine männliche Verkümmern der Liebe.

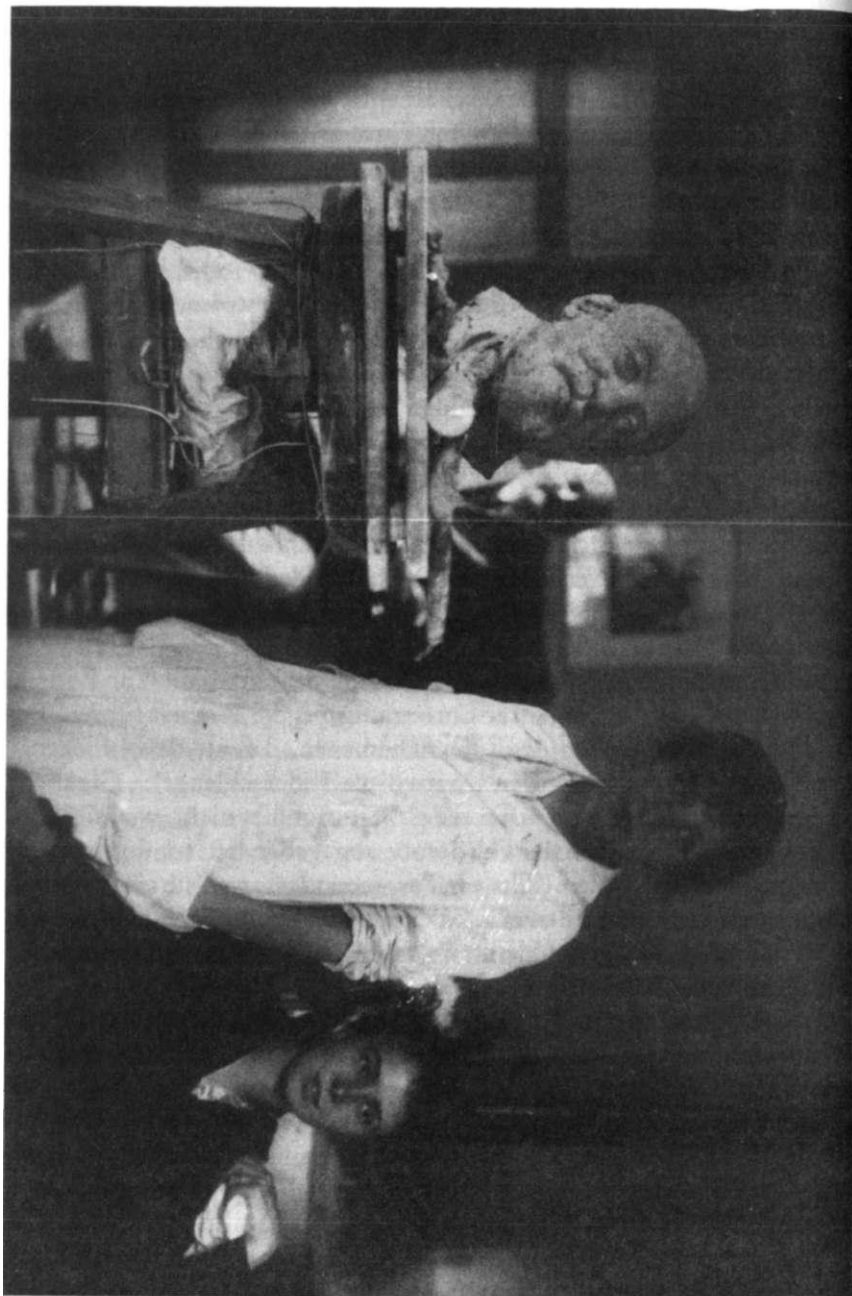
Es ist freilich mehr. Sie sucht eine neue Art der Kommunität, der Gemeinschaft - Teilhabe an der Natur. In allen Landschaften, die sie bereist, schildert sie die Flora mit scharfem Blick und wissenschaftlicher Genauigkeit, aber gleichzeitig als Teil einer kosmischen Einheit, der sie selber angehört. Und von Tieren spricht sie zeitlebens in schwesterlicher Zugeneigtheit, liebevoll, aber nicht verniedlichend, Gefährdungen und Unberechenbarkeit nicht ausblendend. Tiere sind für sie nicht eine schlechtere Spielart des Göttlichen - wie etwa in Kleists Marionettentheater - sie verkörpern das Göttliche, das Kosmische unmittelbar. „Wenn ich in den Himmel kommen soll, darf es nur der Tierhimmel sein.“

Dies ist vielleicht die stärkste Spannung, die ihr Leben durchzieht: das Streben nach einem „Zustand völligen Begnügtseins in der Natur“, das sie von der menschlichen Gesellschaft entfernt, das sie Zuflucht suchen läßt in der Fraglosigkeit natürlichen Daseins, ja der Gedanke ans Nirwana, an die Auflösung menschlichen Willens in der Ewigkeit der Natur - und dann doch der Wunsch, Ziele zu setzen, Versäumtes nachzuholen: „Ich wollte leben, rasend leben.“ Die Spannung löst sich, indem sie ihr rasendes Leben, ihren Überschuß an Vitalität, ihr Durchspielen so vieler Möglichkeiten als ihren Weg versteht, sich zu verströmen und sich so dem All zu verschwistern.'

Mit solchen Gefühlen und Gedanken überschreitet sie den abendländischen Horizont. Sie lernt aus der buddhistischen Philosophie; sie bewundert „die Völker Asiens..., die den Hort der Weisheit, den Funken der göttlichen Kunst so viel besser behütet hatten“, und sie erfährt (erfährt im buchstäblichen Sinn) die Kraft fremder und ferner Religionen. Aus Chile bringt sie den Namen „Federschlange“ nach Hause - in Tübingen, an der Universität, nennt sie bald jeder so, und sie akzeptiert das mit Stolz - Kartengrüße an ihre Freunde und Schüler zeichnet sie mit diesem Namen.

Im Seminar behandelt sie einmal Schamanentänze, die zur Entrückung, zum Gefühl traumhafter Entfernung aus der Realität führen. Ein Student fragt: „Glauben denn die Schamanen, daß sie davonfliegen?“ Mit funkelnden Augen, wütend, antwortet ‚Federschlange‘: „Glauben? Sie fliegen wirklich davon, ich weiß es.“ Sie sagt dies nicht, weil sie ihren analytischen Intellekt an der Garderobe abgegeben hat, sondern weil sie vom Innern der fremden Kultur her argumentiert, weil sie ernst nimmt, was Ethnologen später den „Eigen-Sinn“ einer Kultur nennen, weil sie also ethnomethodologisch denkt - von den Wegen einer Kultur her und nicht von außen kommend.

Freilich - auch das muß gesagt sein - sie weiß, daß sich kulturelle Elemente nicht ohne weiteres transplantieren lassen und daß nur Scharlatanerie, Discount- und Müsli-Zauber entsteht, wenn fremde Riten hier gelehrt und (im doppelten Sinn) vorgeführt werden. Sie spürt stattdessen die Bereiche auf, die auch bei uns eine Ahnung vermitteln von Kräften, die bloße Betriebsamkeit übersteigen. Im Tango, den sie in Berlin lernt und leidenschaftlich tanzt, wird ihr der Sinn kultischer Tanzorgien erleuchtet; „ein Glücksgefühl, das bis an die Grenzen des Bewußtlosen führt“, liegt für sie in dieser Ekstase. In der Liebe erlebt sie eine Spur der



Entrückungen, die in anderen Kulturen so wichtig sind, fühlt sie sich eins „mit Mond und Wiese, mit dem eigenen Herzen und der Musik seiner Seele, mit dem Lauf der Gestirne und dem dunklen Strom der Triebe“. Tiere, die sie unbedingt liebt als Menschen, vermitteln ihr eine Ahnung wirklichen Ursprungs und beherrschen einen großen Teil ihrer Dichtung. Und immer wieder schildert sie das Aufblühen der Natur, das für sie Heimat ist, in den Oasen Südamerikas so gut wie im geliebten Reutlinger Garten.

Nach langen Berliner Jahren kehrt sie — mit der „Empfindung einer fast schmerzenden Dankbarkeit“ - nach Reutlingen zurück und erlebt dort unmittelbar die Natur. Ein paar Sätze aus ihrer Beschreibung:

„Und es brach ein unfaßlicher Frühling herein. Mit den Dirlitzen fing es an, blaßgelbe Blüten wie Schaum; dann schlugen die Stachelbeersträucher aus. Mit einer wogenden Zärtlichkeit für jede beginnende Knospenging ich die Wege entlang und sah täglich wachsendes Grün; Weißdorn, Rotdorn schimmerten, die Kastanien entfalteten engverpackte, runzlige Blätter, und Farnkräuter entrollten seltsame Knaul.

Die großen Buchen im Hof wurden lebendig; das war das Schönste jetzt: dieses kindlich helle, zartgrüne Leuchten in allen Fenstern.

Und dann kam das Blühen: Seidelbast und Forsythia zuerst. Die gelben Sterne hingen lose verstreut in den spiraligen und kraus verschlungenen Zweigen aus Grün und Braun heraus -, ein runder Riesenbusch strahlte wie ein blonder Frauenkopf in Sonne. Ich ging in der ersten herzhaften Wärme hin und her und berauschte mich an dem Sprühregen gelber Sterne; die Büsche leuchteten wie Sonnen.

Dann war der große vielästige Rotdorn vor meinem Fenster plötzlich übersät mit rosa und tiefroten Blüten, an der Einfahrt roch der Syringewall betäubend; der Duft schwebte durch alle Zimmer, die jetzt tagelang der Sonne geöffnet wurden"

- und so weiter, über viele Seiten weg. Das ist, wie mir scheint, nicht die bemühte Aufzählung eines Schulaufsatzes. Es ist auch nicht falsche Romantik. Es ist eine faszinierende Mischung aus Genauigkeit und Überschwenglichkeit — Genauigkeit, die dicht an den Dingen bleibt,

◀ Zusammen mit ihrer Schwester, der Bildhauerin Maria Rupp, die an dem Tonmodell nach Louis Laiblin arbeitet (er selbst im Hintergrund). Aufnahme etwa 1922.

und Überschwenglichkeit, in der jene festliche kosmische Erfahrung mitschwingt, unzeitgemäß, aber der Zeit überlegen.

Der Besuch der alten Dame deckt vieles auf, was wir vergessen haben. Indessen, ich zügle meine Lobrede: keine Ovationen! Aber eine Art Liebeserklärung an die 100jährige in ihrem Tierhimmel: Federschlange, Malen, Liesel Rupp.

*Die Aufnahmen wurden uns freundlicherweise durch die Stadtbücherei Reutlingen zur Verfügung gestellt.*

*Nikolaus Cybinski*

Da stand er nun, der erfolgreiche Autor, vor seinem Elfenbeinturm und mußte mit ansehen, wie seine Leser es sich drinnen bequem machten.



Klingt unser deutsches Wort „Staatstrauer“ so komisch, weil das heimliche Lachen der Untertanen immer noch mitschwingt?



Wenn es möglich ist, daß der defekte Mensch eine perfekte Maschine konstruiert, dann wird auch denkbar, daß der perfekte Gott eine defekte Welt schuf.



„So gut wie nichts.“ Das ist wohl die letzte rein deutsche Gedankeninsel im internationalen Meer der Verneinung.